

ohne gefragt zu werden, so schloßen Sie dieselbe fest und gaben ihr die Birne in den Mund.“

Der Hüfister verneigte sich zum Zeichen seines unbedingten Gehorsams, und zog aus seinem Collet das berühmte Knebelwerkzeug, die hölzerne Birne hervor, welche er der Gräfin zeigte, indem er dicht an ihren Stuhl herantrat.

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen,“ sagte der Präsident, sich an das lebende Portrait der Königin wendend, „ich werde Sie Madame nennen, wenn Sie dafür versprechen, mir auf alle meine Fragen der Wahrheit gemäß zu antworten.“

„Ich verspreche Ihnen das bei meinem Rinde,“ erwiderte Mademoiselle d'Oliva, sich leicht verneigend.

„Sagen Sie mir also, kennen Sie die Person, welche dort auf dem Sessel sitzt?“

Mademoiselle Oliva heftete einen raschen Blick auf die Lamotte, welche mit durchbohrenden Augen sie anstarrte.

„Ja wohl,“ ich kenne sie,“ sagte sie, „das heißt, ich weiß ihren Namen nicht, ich weiß nur, daß sie in einem schönen, prächtigen Palais wohnt, daß sie sehr reich und sehr vergnügt ist.“

„Woher kennen Sie diese Dame? Erzählen Sie uns das.“

„Ich will es Ihnen erzählen, meine Herren, und ich schwöre Ihnen, so wahr ich eine ehrliche Frau zu werden hoffe, daß ich Ihnen die reine Wahrheit sagen werde. Ich ging eines Tages im Palais royal spazieren, als ein großer, schlanker, vornehmer Herr, welcher schon mehrmals an mir vorbeigegangen war, sich mir näherte, mir Schmeicheleien sagte, und mich um die Erlaubnis bat, mich besuchen zu dürfen. Ich erwiderte ihm lachend, er könne mir sogleich einen Besuch machen, indem er mit mir in eins der Stammetts eintrat und mit mir dinstre. Er nahm meinen Vorschlag an, und wir dinstreten, und waren heiter und lustig genug mit einander für eine neue Bekanntschaft. Als wir uns trennten, verabredeten wir, uns morgen wieder dort zu treffen und so geschah es auch. Nach dem Diner führte mich der lebenswürdige Herr in meine Wohnung, und da erzählte er mir, daß er ein vornehmer und mächtiger Herr sei, der bei Hofe viele Verbindungen habe und selbst mit dem Könige und der Königin sehr gut bekannt sei. Er versprach mir, daß er mir mächtige Protectionen verschaffen wolle, und kündigte mir den Besuch einer sehr hohen, vornehmen Dame an, die sich durch seine Schilderung für mich interessire und mich kennen lernen wolle. Am andern Tage kam er wirklich in Begleitung einer Dame, welche mich sehr freundlich begrüßte und zuerst bei meinem Anblick ganz erstaunt war.“

„Wer war jene Dame?“ fragte der Präsident.

Mademoiselle Oliva zeigte mit dem erhobenen Daumen über ihre Schulter hinter sich. „Die Dame dort auf dem Sessel,“ sagte sie.

„Sie sind davon überzeugt?“

„Wie von meinem Leben, Herr Präsident.“

„Es ist gut, erzählen Sie weiter! Sie sahen die Dame noch öfter?“

„Ja wohl, sie besuchte mich noch zwei Mal, und erzählte mir viel von der Königin und dem prächtigen Leben, das man bei Hofe führte; sie versprach mir, daß sie mich auch an den Hof bringen, und eine große Dame aus mir machen wolle, wenn ich das thun wolle, womit sie mich beauftragen würde. Ich versprach es ihr mit Freuden und erklärte mich bereit, Alles zu thun, was sie mir befehlen würde, wenn sie dafür ihr Versprechen erfüllen und mich an den Hof bringen wolle, daß ich den König und die Königin sprechen könne.“

„Weshalb waren Sie denn so sehr begierig, an den Hof zu kommen und den König und die Königin zu sprechen?“

„Weshalb? Mein Gott, das ist sehr einfach und natürlich. Für den König ist es doch sehr leicht, aus einem Sergeanten einen Capitän zu machen, und da der König, wie die Leute sagen, nichts thut, was ihn die Königin nicht heißt, so wollte ich natürlich vor allen Dingen um die Fürsprache der Königin bitten. Ich hätte meinen lieben George so gern mit Epauletes gesehen, und es müßte doch meinem Sohne auch sehr gefallen haben, als das Kind eines Capitäns auf die Welt zu kommen.“

„Sagten Sie das der Dame?“

„Gewiß sagte ich es ihr, und sie versprach mir, daß die Königin mir gewiß den Gefallen thun würde, vorausgesetzt, daß ich vorher Alles das thun würde, was sie im Namen der Königin von mir fordern sollte. Sie sagte mir dann, die Königin habe ihr befohlen, eine Person zu suchen, die geeignet wäre, bei einer gewissen Gelegenheit in einer kleinen Comödie eine Rolle zu spielen, und in einer vertraulichen Angelegenheit mitzuwirken. Ich sei nun ganz geeignet, diese Rolle zu spielen, und wenn ich sie gut ausführe, und zu Niemandem auf der Welt, selbst zu George, wenn er von Brüssel heimkehre, ein Wort davon verrathe, dann wolle sie mir außer ihren Protectionen noch für meine Mitwirkung die Summe von fünfzehntausend Francs schenken. Ich sagte natürlich freudig zu, denn fünfzehntausend Francs waren eine prächtige Aussteuer zu meiner Verheirathung, und ich war sehr glücklich, mir eine solche verdienen zu können, ohne viel dafür arbeiten zu müssen.“

„Aber dachten Sie denn nicht, daß man Sie zu einem gefährlichen Spiel benutzen wolle, und daß es doch vielleicht eine verbrecherische Rolle sei, welche man Sie spielen lasse, und für welche man Sie so hoch bezahle?“

„Ich hatte wohl zuweilen solchen Gedanken, aber unterdrückte ihn schnell, um nicht an meinem Glücke irre zu werden, und außerdem versicherte mir die Frau

Gräfin, daß Alles auf Befehl der Königin geschehen werde, und daß die Königin es sei, welche dafür die fünfzehntausend Francs zahle. Das beruhigte mich vollständig: denn als eine gehorsame und treue Unterthanin war ich ja verpflichtet, der Königin zu gehoramen, und ihr in allen Dingen meine Ergebenheit zu bezeugen, noch dazu, wenn mir dieselbe so großmüthig bezahlt würde. Außerdem tröstete ich mich auch damit, daß es nichts Schlechtes und Verbrecherisches sein könne, was mir die Königin befehlen lasse, und die Gräfin versicherte mir das auch, und sagte mir, Alles, was ich zu thun habe, sei, eine andere Person darzustellen, und einen Verliebten glauben zu machen, daß er mit seiner Geliebten zusammen sei, was für ihn eine große Freude sein und ihn sehr glücklich machen werde. Ich hielt es nun weiter für kein Verbrechen, dazu beizutragen, einen unglücklich Liebenden in seinen Gedanken glücklich zu machen, ich freute mich sogar recht sehr darauf, und nahm mir vor, zu ihm in recht jährlichem Tone zu sprechen.“

„Waren Sie denn aber nicht neugierig, zu wissen, für wen Sie diese Rolle zu spielen, und welche Dame Sie darzustellen hatten?“

„Ich hätte es freilich gerne gewußt, aber die Frau Gräfin verbot mir, danach zu fragen, und sagte mir, ich müsse meine Neugierde unterdrücken, und mich im Geheiß beüben, gar nichts zu bemerken, sonst würde ich nur die Hälfte von dem Gelde bekommen, und obendrein, wenn man bemerkte, daß ich wüßte, was ich that, könnte es kommen, daß man mich in die Bastille stecke. Ich schwieg also und kümmerte mich um nichts, und fragte nichts mehr, und dachte nur daran, daß ich meine Lection recht schön lernen wolle, um die fünfzehntausend Francs zu meiner Aussteuer zu erhalten.“

„Man hatte Ihnen also eine Lection gegeben?“

„Ja, die Frau Gräfin, und der Herr, welcher sie zu mir geführt, kamen zwei Mal zu mir, und lehrten mich, wie ich gehen, wie ich meinen Kopf halten und mit demselben grüßen und nicken, wie ich die Hand zum Kusse reichen solle. Dann, nachdem sie mich das gelehrt, kamen sie eines Tages und holten mich in einer prächtigen Kutsche nach der Wohnung der Gräfin ab. Dort mußte ich mit ihnen speisen und dann fuhrten wir nach Versailles. Sie gingen mit mir in dem Park spazieren, und an einer Stelle nahe an einem Pavillon blieben sie stehen und sagten zu mir: hier werden Sie morgen Ihre kleine Comödie aufführen; bies ist die Stelle, welche die Königin selber dazu bestimmt hat, und Alles was geschieht, geschieht auf ausdrücklichen Befehl Ihrer Majestät. Das beruhigte mich ganz und gar, und ich kehrte vergnügt mit der Frau Gräfin und ihrem Begleiter nach Paris zurück. Sie befehlt mich diese Nacht in ihrer schönen Wohnung und am andern Tage fuhrten wir wieder nach Versailles, wo die Gräfin auch eine eigene kleine

Wohnung hatte. Sie kleidete mich nun selber an, und ließ sich herab, mir als Kammerjungfer hilfreich zu sein.“

„Was für einen Anzug legte man Ihnen an?“

„Genau einen solchen, wie ich ihn heute trage, nur als wir fertig waren, und die Dunkelheit hereingebrochen war, hing mir die Gräfin noch ein weißes Mäntelchen über, und setzte mir eine Kapuze auf. Dann führte sie mich in den Park, gab mir vorher einen Brief, und sagte: Sie werden diesen Brief einem sehr vornehmen Herrn übergeben, der uns begnügen wird. Wir gingen nun schweigend durch die Gänge und Alleen des Parkes, und ich gestehe, daß mir das Herz recht ängstlich klopfte, und daß ich sehr viel an die reiche Aussteuer denken mußte, um mich aufrecht erhalten zu können.“

„Gingen Sie mit der Gräfin allein, oder war noch Jemand Anderes bei Ihnen?“

„Der Herr, der zuerst meine Bekanntschaft gemacht, und der, wie ich glaube, der Gemahl der Gräfin war, begleitete uns. Nachdem wir indessen eine Zeitlang gewandert waren, blieb er stehen und sagte: „Jetzt müßt Ihr allein gehen; ich werde aber zur rechten Zeit da sein, um Geräusch zu machen, und den Seldon zu verjagen. Damit schlüpfte er in das Gebüsch, und wir waren nun allein. Jetzt übergab mir die Gräfin eine Rose, und sagte: „Sie werden diese Rose mit dem Briefe der Person übergeben, die sich Ihnen vorstellen wird, und dabei werden Sie weiter nichts sagen, als: „Sie wissen, was das zu bedeuten hat.“ Die Gräfin ließ mich diese Worte dreimal wiederholen, und dann sagte sie: „Sie dürfen aber kein einziges Wort weiter hinzufügen. Die Königin selbst hat diese Worte bestimmt und ausgewählt, und sie wird hören, ob Sie dieselben genau wiederholen, denn die Königin wird hinter Ihnen stehen, und der ganzen Scene zuschauen.“ Nun führte mich die Gräfin in ein Bosquet und entfernte sich, um den vornehmen Herrn zu holen. Er kam bald darauf herbei, und ich trat aus dem Gebüsch hervor. Nachdem er mir ein paar sehr tiefe Verbeugungen gemacht hatte, reichte ich ihm die Rose und den Brief dar, und wiederholte genau die Worte, welche mich die Gräfin gelehrt. Der vornehme Herr sank auf seine Knie nieder, indem er meine Hand, welche ihm die Rose dargereicht, festhielt, und sie an seine Lippen drückte. In diesem Moment hörten wir Geräusch, als wir von sich nähernden Mäntelchen, und die Gräfin, welche sich ein wenig von uns entfernt hatte, kam rasch herbei. „Um Gotteswillen,“ flüsterte sie, „wir werden belauscht. Schnell, schnell! Kommen Sie!“ Und sie zog mich eilends von dannen. Wir verließen den Park, und kehrten in die Wohnung der Gräfin zurück, und dort ließ man mich allein, denn die Gräfin und ihr Gemahl sagten lachend, sie müßten jetzt gehen, und den vornehmen Herrn darüber trösten, daß das Neu-

devous so kurz gewesen, und so schnell von unberufenen Laufschern gestört worden. Ich fragte, ob ich meine Sache gut gemacht habe, und die Gräfin sagte, die Königin wäre sehr zufrieden mit mir gewesen, sie hätte im Gebüsch gestanden, und Alles beobachtet. In der Frühe des nächsten Morgens fuhren wir nach Paris zurück, und in ihrem Hôtel angelangt, zahlte mir die Gräfin die versprochenen fünfzehntausend Francs richtig aus, aber sie machte es mir zur Bedingung, daß ich sobald als möglich zu meinem George abreisen sollte, und ich mußte ihr versprechen, bis zum Tage meiner Abreise in dem kleinen Stübchen, welches sie mir in ihrem Hôtel anwies, zu bleiben, und daselbe niemals zu verlassen. Ich schrieb nun sogleich an George, und kündigte ihm meine Ankunft an, und die Zeit dauerte mir unendlich lange, bis ich seine Antwort erhielt, obwohl die Gräfin sich viele Mühe mit mir gab, und mich immer an ihren kleinen Soupers Theil nehmen ließ, bei denen es sehr lustig zugeht. Sobald die Antwort von meinem George eingetroffen war, der mir schrieb, daß er mich erwartete, reiste ich ab, und zwar in einer sehr stattlichen Postkutsche, wie eine vornehme Dame. Denn die Gräfin wollte nicht, daß ich mit der Diligence reise, und ihr Gemahl hatte schon im Voraus alle Relaispferde bis Brüssel bezahlt, so daß ich eine recht angenehme und bequeme Reise hatte. Und dies denke ich, ist nun Alles, was ich zu erzählen habe, und mein Sohn wird keine unruhige Nacht haben, denn ich habe mein Wort gehalten, ich habe Alles der Wahrheit gemäß erzählt."

"Sie haben nichts weiter hinzuzufügen, nichts weiter zu erzählen?"

"Was könnte ich hinzuzufügen haben!" sagte die Oliva seufzend. "Sie kennen ja so gut, wie ich selber, das Ende meiner Geschichte. Sie wissen, daß ich vierzehn Tage nach jener kleinen Scene in Versailles von Ihren Polizeiantagen in Brüssel verhaftet und hierher nach Paris geführt ward. Sie wissen auch, daß ich schwur, mir das Leben zu nehmen, wenn man meinen lieben George verhindern wolle, mich täglich in meinem Gefängniß zu besuchen. Sie wissen, daß mein liebes Kind im Gefängniß geboren ward, und daß es jetzt schon ein halbes Jahr alt ist, während seine arme Mutter als eine Angeklagte noch immer nicht ihre Freiheit erlangt hat. Sie wissen das Alles! Was könnte ich Ihnen also noch weiter zu erzählen haben? Ich bitte Sie, lassen Sie mich gehen, und zu meinem Kinde zurückkehren, denn mein kleiner George ist sicherlich schon erwacht, und sein Vater versteht es gar nicht, ihn zu beruhigen, wenn er schreit."

"So gehen Sie zu Ihrem Kinde, Madame Oliva," sagte der Präsident mit einem sanften Lächeln. "Huissier, führen Sie die Madame Oliva in den Zeugen-saal zurück."

Madame Oliva warf zum Dank dem Präsidenten und den Richtern ein Kuffhändchen zu, und folgte dann eilig dem Huissier, der ihr die Thür des angrenzenden Saales öffnete. Aus demselben vernahm man ein lautes Kindergeschrei, und Madame Oliva, welche schon auf der Schwelle stand, wandte ihr schönes Antlitz mit einem triumphirenden Ausdruck rückwärts, und lächelte dem Präsidenten zu.

"Habe ich es nicht gesagt?" rief sie. "Mein Sohn schreit, denn er sehnt sich nach mir. Nun ich komme, mein lieber George, ich komme!"

Sie sprang vorwärts und die Thür schloß sich hinter ihr.

"Sie haben die Aussagen der Zeugin vernommen," sagte der Präsident, sich an die Gräfin Lamotte wendend. "Sie sehen also jetzt, daß wir den Beweis haben von den schmachvollen und hochverrätherischen Intriguen, welche Sie gespielt haben. Wollen Sie es solchen Beweisen gegenüber nun noch versuchen zu leugnen, und die Thatfachen, welche wider Sie zeugen, in Abrede zu stellen?"

"Ich habe weder Beweise, noch Thatfachen gesehen," erwiderte die Lamotte höhlich. "Ich habe nur bewundert, mit welcher Sicherheit die Königin ihre Rolle durchführt, und wie weit ihre Leichtfertigkeit geht. Sie ist in der That eine gewandte Schauspielerin, und Sie hat die Rolle der Madame Oliva so vortrefflich gespielt, daß man in keiner Bewegung, keinem Ton die Königin ahnte."

"Wie Madame?" fragte der Präsident entsetzt.

"Sie unterfangen sich zu behaupten, daß diese Zeugin, welche eben den Saal verließ, nicht die Madame Oliva gewesen, sondern eine andere Person? Sie wissen also nicht, daß die Zeugin, dieses lebendige Portrait der Königin von Frankreich, seit zehn Monaten in der Bastille als Gefangene lebt, und daher gar keine Verwechslung möglich ist?"

"Ich weiß nur, daß die Königin ihre Rolle sehr gut gespielt hat," sagte die Lamotte achselzuckend.

"Sie hat sogar ihrer Rolle zu Liebe, und um die Madame Oliva von der Königin zu unterscheiden, ein sehr großes Opfer gebracht, und das Geheimniß der schönen Frau verrathen. Sie hat ihre schönen falschen Zähne abgelegt, und ihre Ruinen sehen lassen, um eine Unterscheidung zwischen Madame Oliva und Marie Antoinette zu haben. Gesehen Sie aber nur, meine Herren, daß es sehr seltsam und komisch ist, wenn eine Königin sich von einer Courtisane nur durch ihr Gebiß unterscheiden läßt."

Und die Gräfin brach in ein höhmisches Lachen aus, welches bei einigen der verschleierten Damen auf der Zuhörer-Tribüne ein lautes Echo fand.

"Mäßigen Sie Ihre Heiterkeit, Madame," gebot der Präsident. "Bedenken Sie, daß Sie sich in einer sehr ernstlichen und gefährlichen Situation befinden, und daß die Gerechtigkeit gleich dem Schwerte des

Damokles über Ihnen schwebt. Sie haben vorher das Schicksal herausgefordert, indem Sie sagten, Gott werde nicht die Unschuldigen für die Schuldigen leiden lassen, und Sie werden nun sehen, daß sich dieses Wort an Ihnen erfüllt. Das ganze Gebäude Ihrer Lügen und Intriguen bricht über Ihnen zusammen, und das wird Ihr Haupt mit dem Staube ewiger Schande und Schmach bedecken."

"Ich empfinde, Gott sei Dank, noch nichts davon," rief die Lamotte achselzuckend.

"Sie werden für diese Unverschämtheit gestraft werden, früher noch als Sie erwarten," sagte der Präsident feierlich.

"Sie sagten, man sollte Ihnen beweisen, daß das nicht die Königin gewesen, welche dem Cardinal in Versailles ein Rendezvous gegeben, daß die Schuldverschreibung für das Diamanten-Collier nicht von der Königin unterzeichnet, die Briefe an den Cardinal nicht von ihr geschrieben worden. Wenn man Ihnen diese Beweise lieferte, dann wäre es gerecht, Sie als eine Betrügerin, eine Hochverrätherin anzuklagen. Nun wohl, wir haben Ihnen jetzt den Beweis geliefert, daß die Königin Marie Antoinette es nicht war, welche dem Herrn Cardinal im Garten von Versailles ein Rendezvous bewilligt, sondern daß das eine von Ihnen erfundene und ausgeführte Comödie war, mit welcher Sie den Cardinal täuschten, um ihn zu bestimmen, daß er das Collier, welches Sie ihm zu rauben beabsichtigten, ankaufen solle. Es bleibt uns nur noch übrig, Ihnen zu beweisen, daß auch die Unterschrift der Königin und die Briefe an den Herrn Cardinal von Ihnen gefälscht sind."

"Und wahrlich," rief die Lamotte, "ich wäre doch begierig, wie Sie es anstellen wollten, diesen Beweis zu liefern!"

"Das ist sehr einfach," erwiderte der Präsident ruhig. "Wir confrontiren Sie mit demjenigen, welcher in Ihrem Auftrage die Handschrift der Königin nachgeahmt, und die Briefe geschrieben hat. Huissier, lassen Sie den letzten Zeugen eintreten!"

Der Huissier wandte sich der Thür zu, die nach dem Zeugen-saale führte. Eine athemlose Stille herrschte in dem großen Saal; Jedermann war gespannt, die letzten Zeugen zu sehen, welcher das Lügengewebe der Lamotte aufdecken sollte. Auch die großen, funkelnden Augen der Angeklagten waren dieser Thür zugewandt, und ihre zusammengepressten Lippen, ihr stehender Blick ließen ein wenig von der Unruhe und Bangigkeit ihrer Seele verrathen, obwohl ihre Haltung fest, der Ausdruck ihrer Mienen immer noch keck und höhrend war.

Jetzt öffnete sich die Thür; ein Schrei des Entsetzens und der Wuth tönte von den Lippen der Gräfin.

"Retaur de Villette," rief sie wüthend, ihre kleinen Hände zur Faust ballend, und sie demjenigen entgegen-

streckend, der jetzt in den Saal eintrat. "Schändlich, oh schändlich! Er hat mich verrathen!"

Und für einen Moment ihre Fassung, ihre Sicherheit verlierend, sank sie auf den Sessel zurück, von dem sie vorher im ersten Schrecken sich erhoben hatte, Todesblässe bedeckte ihre Wangen, und einer Ohnmacht nahe, ließ sie ihr Haupt an die Lehne des Sessels zurücksinken.

"Sie sehen es jetzt, Gott ist gerecht," sagte der Präsident nach einer Pause. "Ihr eigenes Gewissen zeugt wider Sie, und zwingt Sie, sich schuldig zu bekennen."

Sie sprang empor, sie zwang sich, wieder ruhig und gefaßt zu erscheinen, wieder ihre kecke und sorglose Haltung anzunehmen. "Nein," sagte sie, "ich bekenne mich nicht schuldig, und ich habe keinen Grund dazu! Es erschütterte nur mein Herz, als ich diesen Menschen eintreten sah, den ich vom Hungertode errettet, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, und den meine Feinde jetzt erkaufte haben, damit er wider mich zeuge! Aber es ist jetzt vorüber, ich bin nun gefaßt, neue Lügen, neue Schändlichkeiten gegen mich gehezt zu sehen. Möge Herr Retaur de Villette jetzt immerhin sprechen, seine Verleumdungen werden an dem unverletzlichen Panzer meines Selbstbewußtseins abprallen."

Und mit ruhiger Miene und einem Blicke stolzer Verachtung schaute die Gräfin Lamotte jetzt diesem Manne entgegen, der gebeugt und zitternd mit trauriger Miene an der Seite des Huissiers zu dem grünen Tisch heranschrift und es sorgsam vermied, den Augen der Lamotte zu begegnen, welche wie zwei funkelnde Dolchspitzen auf ihm ruhten.

Der Präsident richtete an ihn die gewöhnlichen Fragen nach Namen und Stand. Er antwortete, er heiße Retaur de Villette, und sei der Intendant und Secretair der Gräfin Lamotte-Valois gewesen. Er erklärte auf ferneres Befragen, daß er, als man die Gräfin und ihren Gemahl verhaftet habe, geflüchtet sei, und sich nach Genf begeben habe, um dort das Ende des Prozeßes abzuwarten. Da derselbe aber sich wider Erwarten sehr in die Länge gezogen, habe er nach England entfliehen wollen, und sei daran nur durch seine Verhaftung verhindert worden.

"Weshalb wollten Sie fliehen?" fragte der General-Procurator.

"Weil ich befürchtete, daß ich in den Prozeß der Gräfin Lamotte könnte verwickelt werden," erwiderte Retaur de Villette mit leiser Stimme.

"Sagen Sie vielmehr, Sie wußten, daß Sie in denselben verwickelt werden mußten. Sie haben in Ihrem Spezial-Berhör ein vollständiges Bekenntniß abgelegt und Sie werden dasselbe jetzt nicht mehr zurücknehmen wollen, denn das Leugnen wäre vergeblich. Antworten Sie also jetzt: Was hatten Sie gethan? Weshalb fürchteten Sie, in

den Prozeß der Gräfin Lamotte verwickelt zu werden?“

„Weil ich schweres Unrecht auf mich geladen hatte,“ rief Retaur heftig. „Weil ich von den Versprechungen, den Verführungskünsten, den Schwindeleien der Gräfin mich hatte hinreißen lassen. Ich war arm, ich lebte ungeschützt und unbeachtet, und ich wünschte, reich und angesehen, geehrt und ausgezeichnet zu werden. Die Lamotte versprach mir das Alles. Sie wollte mich durch den Cardinal zu Ehren und Würden befördern, sie wollte mich bei Hofe einführen, ich sollte durch sie reich und angesehen werden! Ich glaubte ihren Vorspiegelungen, und ich that wie ein ergebener Sklave Alles, was sie von mir forderte!“

„Sclavenseele!“ rief die Gräfin mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung.

„Was verlangte die Gräfin von Ihnen?“ fragte der Präsident. „Was thaten Sie im Auftrage Ihrer Herrin?“

„Ich schrieb die Briefe, welche für den Cardinal bestimmt waren,“ erwiderte Retaur de Villette seufzend. „Die Gräfin verfaßte dieselben, und ich schrieb sie ab in der Handschrift der Königin.“

„Woher kannten Sie diese Handschrift?“

„Die Gräfin übergab mir ein Buch, in welchem ein Brief der Königin abgedruckt und genau ihre Handschrift nachgebildet war. Nach diesem Facsimile malte ich die Buchstaben nach, zuerst immer in einem Brouillon, von dem ich die Reinschrift nahm.“

„Er lügt! Er lügt!“ schrie die Gräfin mit wüthender Geberde.

„Und wie verhielt es sich mit der Schuldverschreibung für die Juweliere Böhmer und Bassenge? Wissen Sie davon?“

„Ja,“ erwiderte Retaur seufzend, „ich weiß davon, denn ich habe auf Befehl der Gräfin Valois dieselbe geschrieben, auch die Unterschrift hinzugefügt.“

„Hatten Sie dazu ein Vorbild?“

„Ja, die Unterschrift des Facsimile.“

„Stand unter diesem gedruckten Briefe denn eine solche Unterschrift, wie Sie unter die Verschreibung setzten?“

„Nein, es stand darunter nur der Name Marie Antoinette, ohne weiteren Zusatz; aber die Gräfin meinte, dies sei nur eine vertrauliche Unterschrift, wie eine Tochter sie an ihre Mutter richtet, (denn der mitgetheilte Brief war von der Königin an ihre Mutter gerichtet, und gleich nach ihrer Ankunft als Dauphine von Frankreich geschrieben worden), in einem ernstlichen und bedeutenden Actenstück genüge die Unterschrift nicht, sondern es müsse dieselbe einen mehr offiziellen Charakter haben. Wir hatten darüber eine lange Beratung, und kamen endlich überein, daß die richtige offizielle Unterschrift lauten werde: „Marie Antoinette de France.“ So machte ich diese Unterschrift erst

einige Male zur Probe, und zeichnete sie dann auf dem Schuldschein nach der gelungenen Probe durch.“

„Er lügt!“ schrie die Gräfin, wüthend mit dem Fuße stampfend. „Er ist ein schändlicher Lügner und Verleumder!“

„Ich bin bereit, sofort den Beweis zu führen, daß ich die Wahrheit gesprochen,“ sagte Retaur de Villette sanft. „Wenn man mir Schreibmaterialien geben will, so werde ich die Unterschrift der Königin so schreiben, wie ich sie unter den Schuldschein gesetzt habe.“

Der Präsident gebot dem Huissier, die nöthigen Schreibmaterialien auf einem der Seitentische bereit zu legen, dann ward Retaur de Villette zu demselben geführt. Er nahm die Feder, und mit rascher Hand warf er einige Worte auf das Papier, das er dann dem Huissier darreichte, der es zu dem Präsidenten hintrug.

Dieser nahm das Papier, und verglich die auf demselben geschriebenen Worte mit denen, welche auf der Schuldverschreibung standen. Dann reichte er die beiden Papiere dem General-Procurator, und dieser dem nächststehenden Richter dar. Das Papier ging von Hand zu Hand, und nachdem es wieder zu dem Präsidenten gelangt war, erhob sich dieser von seinem Sitz.

„Ich glaube, daß diese Schriftzüge ganz übereinstimmend sind mit denen unter der Schuldverschreibung. Der Zeuge hat für mich den unumstößlichen Beweis geliefert, daß er der Verfasser jener Unterschrift sowohl wie der Briefe an den Herrn Cardinal ist. Er war das strafwürdige Werkzeug der Verbrecherin Lamotte-Valois. Diejenigen der Herren Richter, welche meiner Ansicht sind, mögen sich von ihren Sitzen erheben.“

Sämmtliche Richter erhoben sich wie ein Mann. Die Gräfin Lamotte-Valois kreischte laut auf, und stürzte, von fürchterlichen Krämpfen befallen, zu Boden.

„Ich erkläre die Untersuchungen und Verhöre für geschlossen und beendet,“ sagte der Präsident, sein Haupt bedeckend. „Man führe die Angeklagte und die Zeugen hinaus und leere die Zuhörer-Tribüne. Wir ziehen uns jetzt in das Beratungszimmer zurück, um die Urtheilssprüche zu normiren, welche morgen gefällt werden sollen.“

7.

Das böse Omen.

Der Tag neigte sich seinem Ende! Dieser ewig lange Tag, dieser einunddreißigste August des Jahres 1786 ging endlich zur Neige. Ganz Paris hatte ihn in athemloser Spannung und febrilhafter Ungeduld

hingebracht. Niemand hatte seinen Geschäften nachgehen mögen. Die Läden waren geschlossen, die Werkstätten der Handwerker standen leer, selbst in den Estaminets und den Cafés war es öde; die Küche und ihre Gehülften hatten keine Arbeit und ließen das Feuer auf dem Herde verlöschen, denn es schien, als ob Paris keinen Hunger verspüre, als ob Niemand Zeit habe, sich zu sättigen.

In der That, Paris hatte an diesem Tage wirklich keinen Hunger auf leibliche Speisen! Paris war an diesem Tage nur hungrig auf eine Nachricht, es sehnte sich nur nach einer Speise für seine Neugierde.

Diese Nachricht, nach welcher es hungerte, diese Speise, welche seine Neugierde ersehnte, sie sollte ihm aus dem Gerichtssaal der Conciergerie kommen! Von dort erwartete es Stillung seines Hungers, Befriedigung seiner Sehnsucht.

Im Saale der Conciergerie waren die Richter versammelt, um in dem Halsband-Prozeße das letzte entscheidende Urtheil zu fällen, und mit demselben ganz Frankreich, ganz Europa zu sagen, ob die Königin von Frankreich vor den Augen Gottes und seiner Stellvertreter auf Erden unschuldig und rein sei, oder ob der Schatten eines Verdachtes hinfort ihre hohe, stolze Stirn vor den Augen ihres Volkes undüffern solle!

Seit der Frühe des Morgens, von fünf ein halb Uhr an befanden sich die Richter des hohen Parlements-hofes, neun und vierzig an der Zahl, eingeschlossen in dem Rathungssaal, um die Urtheile zu fällen.

Seit der Frühe des Morgens, von fünf ein halb Uhr an, befand sich eine ungeheure, dichtgedrängte Menschenmasse auf dem weiten Platze vor der Conciergerie, und starrte in athemloser Erwartung nach der großen Pforte des Gebäudes hin, in jeder Minute hoffend, daß die Richter aus derselben hervortreten, daß man endlich das Urtheil erfahren werde.

Aber der Tag verging, und noch immer blieben die Pforten geschlossen, noch immer tönte die Kunde aus dem Rathungssaal zu dem laufenden Volke, das den Platz und die angrenzenden Straßen erfüllte, hinaus.

Sier und da begann das Volk zu murren, hier und da hörte man laute Stimmen, welche ihren Unwillen äußerten über das lange Zögern, das lange Besinnen der Richter. Hier und da sah man Gesichter voll höhnennden Trostes, voll lachender Bosheit sich durch die Menge schieben, um sie mit beißendem Wort und spottender Rede aufzustacheln und zur Ungeduld aufzureizen. Alle die Redner der Clubs und der geheimen Gesellschaften befanden sich unter der Menge, alle die geheimen und öffentlichen Feinde der Königin hatten ihre Boten hierher gesandt, um dem Volke giftige Worte, spöttische Bemerkungen zuzuräumen, um die Königin Marie Antoinette wenigstens durch die öffentliche Meinung verurtheilen zu lassen, wenn etwa die

Richter sie nicht verurtheilen sollten, das heißt, wenn sie nicht den Cardinal für unschuldig erklären sollten der ihm zur Last gelegten Majestätsbeleidigung, des Mangels an Ehrfurcht gegen die Königin von Frankreich.

Man wußte, daß der General-Procurator in seinem Resumé auf die Bestrafung des Cardinals angetragen hatte. Das war die einzige Kunde, welche aus dem Gerichtssaal herausgedrungen war. Irgend ein bevorzugter Journalist, oder ein Freund der Königin hatte diese Nachricht erhalten; sie war mit Windesschnelle durch ganz Paris verbreitet worden, und in tausend und aber tausend Abschriften circulirte der Strafantrag des General-Procurators gegen den Cardinal.

Dieser Strafantrag lautete: „Der Cardinal Rohan ist anzuhalten, dem Parlament in Gegenwart des General-Procurators zu erklären: er habe sich frecher Weise unter dem Namen der Königin in die Unterhandlung wegen des Halsbandes gemischt, und in noch frecherer Weise an ein Rendezvous geglaubt, welches ihm die Königin solle zur Nachtzeit gegeben haben, und wofür er die Königin und den König in Gegenwart des Gerichtshofes um Verzeihung bitten wird. Ferner ist der Cardinal anzuhalten, seine Stellung als Groß-Almosenier binnen einer gewissen Zeit niederzulegen, bis auf eine gewisse Entfernung dem königlichen Hause und den Orten, wo der Hof sich aufhält, nicht zu nahen, und endlich bis zur vollen und gänzlichen Erfüllung des Beschlusses im Gefängniß zu bleiben.“

Die Freunde und Anhänger des Cardinals, die Feinde und Verfolger der Königin empfingen diesen Antrag des General-Procurators mit Ingrimm und Zorn, sie tabelten laut den servilen Mann, welcher das Befehl beugen wollte vor dem Thron, sie ergingen sich in unehrerbietigen Bemerkungen und verleumderischen Anspielungen gegen die Königin, welche mit ihrer Coquetterie und dem Erlös der Diamanten die Richter bestochen, und vielleicht jedem von ihnen ein Rendezvous bewilligt habe, um ihn für sich zu gewinnen.

„Mögen die Richter sie freisprechen,“ kreischte Marat's grollende Stimme aus der Mitte eines Volkshaufens heraus, „das Volk wird sie verurtheilen. Das Volk ist immer gerecht, das Volk ist unbeflehtlich wie die Gottheit, und das Volk wird daher seinen Urtheilsspruch nicht leugnen vor den schönen Augen und dem verführerischen Lächeln der Deserterin. Das Volk wird sich nicht dumm machen lassen, nicht an das Märchen von den nachgemachten Briefen und der gefälschten Unterschrift glauben.“

„Nein,“ lachte und jubelte die Menge um ihn herum, „wir werden das nicht glauben! Die Königin hat die Briefe geschrieben! Die Königin versteht sich auf Liebesbriefe!“

„Die Königin liebt es ja, sich allerhand Späßchen zu erlauben,“ donnerte der Brauer Santerre in einer